



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Es wäre besser, den Born zu nähren und energisch zu sagen: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, entgegnete Susanna.

Ich könnte nicht behaupten, daß ich den Weg sehr deutlich sähe.

Nein, aber wir müssen ihn eben finden. Das soll das nächste Ziel unsrer Verschwörung sein.

Wieder schritten sie schweigend vorwärts, und Anthony dachte: Wenn sie nur eine Ahnung davon hätte, wie wenig meines Herzens Sehnen nach den Gütern und Palästen von Sampalo geht, und wie viel näher mir das Ziel meiner Wünsche steht! Ich wollte, ich wüßte, was sie antworten würde, wenn ich es ihr sagte.

Und bei diesem Gedanken bebte sein Herz in Furcht und Hoffen.

Und nun fing es plötzlich an, in Strömen zu regnen, als müsse der Himmel nachholen, was er in den letzten Stunden versäumt hatte. Anthony machte seinen Regenschirm auf. Um sie zu beschützen, mußte er ganz dicht neben ihr gehn, so dicht, daß sich ihre Arme manchmal berührten. Beide waren triefend naß, als sie im neuen Schloß anlangten, aber sie machten sich nicht viel daraus.

Miß Sandus, die ihnen in der Halle entgegenkam, bestand darauf, daß Susanna sich umkleide, aber zu Anthony sagte sie: In einer Minute ist der Tee da, und führte ihn in das große längliche, in dunkeln Rot und Gold prangende Wohnzimmer mit seinen schweren Möbeln, den schweren roten Damastvorhängen, dem schweren, vergoldeten Schnitzwerk und den schweren Bronzen und Gemälden.

Naß, wie er war, folgte er seiner Führerin und setzte sich ihr gegenüber vor das riesige rote Marmorkamin, worin ein gutes Holzfeuer brannte, das an diesem echt englischen Sommertag keineswegs unwillkommen war.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Während die deutschen Zeitungen lange Spalten daran wenden, nachzuweisen, daß der deutsche Katholikentag gar keiner sei, sondern nur ein Parteitag der Zentrumsparthei, übergeht die Mehrzahl die seltsamen Äußerungen Bebels in Amsterdam mit Stillschweigen. Bebel hatte im letzten Reichstage gelegentlich versichert, daß, wenn das Vaterland in Gefahr sei, er selbst noch zum Ruhfuß greifen werde, und der Reichskanzler hatte ihn auf diese Äußerung festgenagelt, die einige Blätter mit schmunzelndem Behagen als einen Beweis dafür verherrlichten, daß ebenso wie die ganze Sozialdemokratie auch Herr Bebel „gar nicht so schlimm sei.“ In Amsterdam freilich lauteten seine Worte wesentlich anders. Da sagte er zu den Franzosen: „Das Stimmrecht gab euch der Mann des Staatsstreichs; die Republik die deutsche Reaktion, die euch ein Sedan verschaffte und euern Napoleon in Wilhelmshöhe zur Ruhe setzte. Ich wäre ganz zufrieden, wenn wir auf dieselbe Weise zur Republik kämen!“

Für Äußerungen, die in viel geringerem Maße das Gepräge des Hochverrats und des Landesverrats trugen, ist schon mancher in Deutschland auf sechs Monate ins Gefängnis spaziert. Vielleicht ist die Staatsanwaltschaft, die in diesem Fall allen Anlaß hätte, sich offiziell mit dieser Äußerung zu beschäftigen, der Ansicht mancher bedeutendern Politiker, die der „senilen Schwachhaftigkeit“ des doch erst vierundsechzigjährigen Bebel keinerlei Bedeutung mehr beigelegt wissen wollen. Möglicherweise haben sie Recht. Bebel hat ja immer den Mund übertoll ge-

nommen, und wenn es nach seinen Reden ginge, wäre von dem ganzen staatlichen Aufbau heute kein Stein mehr auf dem andern. Aber er selbst wäre wohl der letzte, der mit der Rolle des komischen Alten vorlieb nähme. Er glaubt an sich und an seine Sache mit der ganzen Glaubenskraft des Fanatismus, dessen Auswüchse ruhig hinzunehmen wohl kaum im Staatsinteresse liegt. Wir wollen die Theorie, daß Bebel sich durch Lächerlichkeit selbst umbringt, nicht von der Hand weisen, aber wenn man ihn durch „Niedrigerhängen“ bekämpfen will, muß das in deutlich erkennbarer Weise und mit der vollen Wucht der Staatsautorität geschehen. Die Widerlegung stillschweigend einigen gutwilligen Blättern zu überlassen, erscheint gegenüber dem Schaden, den er durch seinen Einfluß bei den Massen anrichtet, nicht ausreichend.

Ernster freilich als seine Rede ist wohl jedenfalls der Beschluß des Amsterdamer Kongresses, den nächsten sozialdemokratischen Kongreß auf deutschem Boden, und zwar in Stuttgart abzuhalten. Die Sozialdemokratie will mit dieser Herausforderung der Staatsordnung in Deutschland an den Puls fühlen und feststellen, wie weit die Partei in Deutschland allenfalls gehn, was sie der Autorität des Staates bieten darf. Bebel hat einem besorgten englischen Frager versichert, ja er hat „die Bürgerschaft“ übernommen, daß der Kongreß in Stuttgart so frei sein werde wie in Amsterdam. Ob Bebel bei dieser Bürgerschaft schon der Bewilligung der hohen Obrigkeit sicher war? Die Frage geht doch nicht nur Württemberg, sondern auch die Reichspolitik an. Diese kann es unmöglich als im Interesse des Deutschen Reichs liegend erachten, daß sich die Revolutionäre aller Länder auf deutschem Boden tagelang ein festliches Stelldichein geben; daß Stuttgart einige Tage offiziell unter dem Zeichen der roten Flagge steht, und daß ein Kongreß, der die Beseitigung der Throne und die Einführung der Republik als sein offizielles Ziel behandelt, in einer deutschen Landeshauptstadt unter Duldung der Obrigkeit seine rednerischen Orgien feiert. Hat Bebel vielleicht auch schon die Stuttgarter Militärkapellen engagiert oder von der Gemeindeverwaltung der schwäbischen Residenz die Liederhalle eingeräumt erhalten? Mit welchen Empfindungen mag wohl König Wilhelm von Württemberg von dieser Ankündigung Kenntnis genommen haben! Sollte die württembergische Regierung wirklich gewillt sein, das revolutionäre Spektakelstück in der Haupt- und Residenzstadt ihres Königs zuzulassen? Es wäre das ein Hohn auf unsre gesamten monarchischen Staatseinrichtungen, und die Frage: Wohin treiben wir? wäre da wohl berechtigt. Underhalb Jahrzehnte nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes der sozialdemokratische internationale Kongreß in einer deutschen Hauptstadt! Die Sozialdemokratie geht sehr klug vor, Schritt für Schritt, wie die Japaner, das zurückgelegte Stück zu einer guten Aufnahmestellung befestigend. Mit der Duldung des sozialdemokratischen internationalen Kongresses auf deutschem Boden, mit dem offiziell zugelassenen Prediger des revolutionären Umsturzes in einer deutschen Hauptstadt, würde die Sozialdemokratie die größte und stärkste Förderung erfahren, die ihr seit dem unseligen Erlöschen des Sozialistengesetzes überhaupt zuteil geworden ist. Die dort gestreute Saat würde bei den nächsten Reichstagswahlen vieltausendfältig aufgehn. In konservativen Kreisen neigt man freilich schon seit Jahren zu dem gleichsam letzten rettenden Ausgang: „Je mehr Sozialdemokraten, desto besser, denn um so näher ist die Katastrophe, durch die wir hindurch müssen, um wieder zu erträglichen politischen Verhältnissen zu gelangen.“

Diese Auffassung gleicht aber doch zu sehr der eines zusammenbrechenden Kaufmanns, der den Bankrott erklärt, um nachher wieder von vorn anfangen zu können. Auf das Staatsleben angewandt, ist eine solche Auffassung zu gefährlich und deshalb nicht zulässig. Wir haben schon einmal auf einen siegreichen 18. März die schwere moralische und politische Niederlage des 19. folgen sehen. Damals hat sich Preußen und durch Preußen Deutschland noch einmal aus tiefem Fall erhoben, weil die Männer, die durch die Befreiungskriege hindurchgegangen waren,

noch zahlreich und stark genug waren, daß sie mit Erfolg an die gefinnungsverwandten Elemente im Volk appellieren konnten, in denen das schöne Wort: Der König rief, und alle, alle kamen! doch noch in der alten Fülle und Kraft lebendig war. Den prägnantesten Ausdruck haben die Verhältnisse jener Tage wohl in den Worten des mutigen Wrangel gefunden, als er bei der Abmeldung bei der Königin Elisabeth auf Schloß Sanssouci vor dem Einmarsch in Berlin im November 1848 der hohen Frau, die ihn unter Tränen bat, kein Blut zu vergießen, erwiderte: „Halte Eure Majestät mir den König nur stramm, das andre wollen wir schon machen!“ Heute eine Katastrophe herbeiführen, heißt mit dem Feuer spielen. So leicht wiederholt sich die Weltgeschichte nicht. Um in einer Katastrophe obzujiegen, muß man der Mittel und der Entschlußkraft sicher sein. Die Verhältnisse im Lande liegen nicht mehr wie im Jahre 1848 beim Übergang vom absoluten zum konstitutionellen Staat auf dem immer noch hellglänzenden Hintergrunde der glorreichen Erhebung von 1813. Wenn wir jetzt einer neuen Katastrophe zutreiben, haben wir damit zu rechnen, daß die Nation vierzig bis fünfzig Jahre des allgemeinen Stimmrechts und einer recht demokratischen Verfassung hinter sich haben wird, und daß alle zerfetzenden Elemente, die Verbündeten jeder Revolution — man denke an die Polen —, stärker als je sind. Weiser ist es jedenfalls, die Dinge so zu leiten, daß wir einer läuternden Katastrophe nicht erst bedürfen und uns ein Experiment ersparen, dessen Ausgang jedenfalls ungewiß ist. Auch der Erfolg würde immerhin manches in Trümmer fallen sehen. Der kluge Mann baut vor. Unter der Herrschaft unsers Wahlrechts und unsrer Verfassung wird jede Regierung allen Parteien immer einen viel breiteren Spielraum einräumen müssen, als z. B. unter der Herrschaft der preussischen Verfassung und des preussischen Wahlrechts nötig wäre. Aber was sie den Parteien des eignen Landes an freier Bewegung einräumt, braucht sie doch noch nicht der internationalen Revolution zuzugestehn. Das Deutsche Reich darf Parteitage wie den Dresdner dulden, Kongresse wie den Amsterdamer — nicht.

Der schlechte Scherz, den sich ein welfisches Blatt in Form einer „Satire“ auf den Thronwechsel in Mecklenburg-Strelitz erlaubt hatte, ist hie und da auf vierundzwanzig Stunden ernst genommen worden. Die in dem angeblichen braunschweigischen „Protest“ verlangten Kautelen gegen eine vom Standpunkt des Reichsinteresses bedenkliche Thronnachfolge in irgend einem deutschen Bundesstaate sind durch die Gesamtheit der deutschen Verhältnisse längst gegeben. Ein Einfluß der Reichsgewalt auf die Thronfolge in den Einzelstaaten liegt schon in der Bestimmung des Artikels 10 der Reichsverfassung, wonach der Kaiser den Mitgliedern des Bundesrats den üblichen diplomatischen Schutz zu gewähren hat. Damit ist implicite dem Kaiser das Recht zur Prüfung der Legitimation der Bundesratsmitglieder gegeben und somit auch das Recht zur Beanstandung ihrer Vollmacht und zur Verjagung dieses Schutzes, falls er, der Kaiser, gegen einen Thronwechsel Bedenken haben sollte. Die etwa für diesen Fall nötigen Vorkehrungen werden selbstverständlich nicht erst im letzten Augenblick getroffen, sondern werden wie beim Hinscheiden des letzten Herzogs von Braunschweig von langer Hand her vorbereitet sein. Es ist aus diesem Grunde auch eine voreilige und zu beanstandende Verjagung der Truppen nicht zu befürchten. Die Kommandeure werden in Fällen, in denen Rechtsbedenken oder politische Bedenken in Betracht kämen, jedesmal rechtzeitig von Berlin aus mit Instruktion versehen sein. Denn da alle deutschen Truppen den Fahneneid nicht nur an ihren Landesherrn, sondern auch an den Kaiser zu leisten haben — Bayern in bedingter Form —, so kann es ja selbstverständlich für den Kaiser nicht gleichgiltig sein, ob der betreffende Landesherr von Reichs wegen als zulässig gilt oder nicht. In dem letzten Falle würde die Ableistung des Fahneneides an ihn sicherlich rechtzeitig verhindert werden. Man ersieht hieraus, daß die Reichsgewalt hinreichend Mittel und Wege hat, der Verjagung einer Thronfolge den etwa nötigen Nachdruck zu geben, neuer reichs-

gesetzlicher Bestimmungen darüber bedarf es nicht. Daß alle solche Erörterungen der welfischen Blätter während der letzten Wochen an der Stelle, auf die diese welfische Gestaltung der Druckerschwärze gemünzt war, irgend einen für sie nützlichen Eindruck gemacht hätten, werden diese Blätter selbst nicht glauben. Gerade das Gegenteil dürfte der Fall gewesen sein. Für den „Friedensschluß mit Hannover,“ wie die welfische Phrase lautet, gibt es seit achtunddreißig Jahren kein Objekt mehr. Auch die Regentschaft in Braunschweig währt schon zwanzig Jahre.

\*g\*

Die nationalökonomische Lehre vom Kredit. Von Dr. Johann von Komorzynski, f. l. a. o. Universitätsprofessor in Wien. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1903

Der Verfasser charakterisiert den Tausch oder Kauf und den Kredit als die beiden Mittel, die Hemmnisse der Produktion zu heben, die aus der Verteilung der Produktionswerkzeuge an eine Unzahl unabhängiger Sonderwirtschaften entspringen. Der Kredit führt der Produktion durch die Übertragung der Verfügungsgewalt an die geeigneten Personen Vermögensanteile zu, die ohne ihn ungenutzt bleiben würden. Die Wirkungsweise des Kredits, seine verschiedenen Formen, darunter auch der Sozietätskredit in seinen mancherlei Abarten, die den Kredit vermittelnden Anstalten und gemeinnützigen Genossenschaften werden genau beschrieben, und die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen der wichtigsten Staaten zusammengestellt. Manche theoretische Irrtümer, zum Beispiel, daß der Kredit für sich allein schon neues Kapital schaffe, daß ein „ungünstiger“ Kurs der Devisen zu dem Schlusse auf eine ungünstige Handelsbilanz berechtige, widerlegt der Verfasser sehr eingehend und überzeugend. Dagegen behandelt er praktische und zurzeit brennende Fragen, wie die nach der besten Einrichtung der Hypothekenbanken, zu kurz. Das Buch könnte fürs Studium und zum Nachschlagen empfohlen werden, wenn nicht die reichliche Hälfte ein unnützer Ballast wäre. Auf 269 Seiten werden die Begriffe Vermögen, Einkommen und Kapital abgehandelt und mit großem scholastischen Scharfsinn die Ansichten zahlreicher Nationalökonomien über diese Gegenstände kritisiert und berichtigt. Das trägt zum Verständnis des Kredits nichts bei und würde auch in einem Lehrbuch der gesamten Volkswirtschaft zu viel sein. Wenn Adam Smith als der allererste den Zusammenhang aller wichtigen volkswirtschaftlichen Vorgänge im ganzen richtig darstellt, wenn List und Carey zeigen, wie solider Wohlstand und höhere Kultur nur bei inniger Durchdringung und Wechselwirkung von Landwirtschaft und Gewerbe entstehen können, wenn List und Rodbertus beweisen, daß Kapital nicht durch Sparen, sondern durch Arbeit geschaffen wird, wenn Rodbertus klar macht, daß in der arbeitsteiligen Volkswirtschaft kein Arbeiter das Produkt seiner Arbeit oder dessen vollen Wert bekommen kann, und wenn er beschreibt, wie die Verteilung des Jahresprodukts der Volkswirtschaft unter der Einwirkung der bestehenden Staatseinrichtungen und Gesetze vor sich geht, wenn Karl Marx die innern Widersprüche der bestehenden Produktionsordnung, die periodische Krisen erzeugen müssen, nachweist, so erschließt jede dieser Leistungen eine neue Erkenntnis, die als Richtschnur der Politik für alle Zeiten Wert behält. Und wenn Koscher die Hauptergebnisse der Einzel Forschungen zusammenfaßt und mit unzähligen geschichtlichen Tatsachen beleuchtet, so leistet er dem Studenten wie dem Praktiker einen guten Dienst. Wenn dagegen Komorzynski ein paar hundert Definitionen, die zum Teil längst vergessene Gelehrte aufgestellt haben, kritisiert und jede Schattierung, die der Gelehrtenscharsinn je einmal an einem der drei Begriffe bemerkt hat, auf ihre Echtheit prüft, so verdunkelt das diese Begriffe mehr, als es sie beleuchtet, und verschüttet das praktisch Wichtige unter scholastischem Wust. Und mögen seine eignen Definitionen und Unterscheidungen auch unbedingt die richtigen sein, so wird, weil er doch ihre allgemeine Anerkennung nicht durchsetzen kann, mit ihnen nur der Ballast vermehrt, den man den Studierenden aufbürdet.

Naturgeschichte des menschlichen Verkehrslebens.\*) Daß ein pommerischer Rittergutsbesitzer die orientalischen Sprachen studiert, um aus der richtigen Übersetzung und Deutung der ersten neun Kapitel der Genesis die Grundlagen für eine exakte Verkehrs- und Wirtschaftslehre zu gewinnen, ist eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Aber eine solche wird auch das vorliegende Buch, die Frucht dieser mühsamen Studien, trotz dem darauf verwandten opfermutigen Fleiß wohl bleiben. Auf des Verfassers Frage: Warum haben wir keine mathematische Verkehrslehre? lautet die Antwort: Aus demselben Grunde, der zuverlässige Wetterprognosen unmöglich macht. Wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß sich alles Menschentum in der Diagonale eines Parallelogramms bewegt, dessen Seiten die egoistische und die altruistische Tendenz des Menschenherzens darstellen, aber für die Vorausbestimmung des „Phänomens“ im einzelnen Fall, zum Beispiel ob Mayer den Müller nur mild oder grausam übers Ohr hauen, wieviel Buren die Engländer der Goldfelder wegen totschießen, oder ob sich die sächsischen Minister und Volksvertreter zu einer Eisenbahngemeinschaft mit Preußen entschließen werden, hilft uns das schöne Kräfteparallelogramm auf Seite 57 gar nichts, weil der Komponenten zu viele, und weil sie uns in vielen Fällen nur sehr unvollständig bekannt sind. Die Bibelerklärung des Herrn von Graß ist originell, unterhaltend und sehr geistreich. In manchen Stücken stimmen wir ihm zu, zum Beispiel in der Verwerfung des Erbsünddogmas, wobei wir jedoch nicht so weit gehn, „pöfische Grausamkeit“ für dieses Stück Kirchenlehre verantwortlich zu machen. Am lebhaftesten hat uns die Ansicht interessiert, Kains Brudermord bedeute, daß die wildlebenden Menschen — Abel ist als Viehzüchter Nomade — von den Kulturvölkern verdrängt, unter Umständen vernichtet werden müßten. Die Verfasser der ersten Kapitel der Bibel sind nämlich nach Graß mit hoher Weisheit begabte Männer gewesen, die den Weltplan Gottes durchschaut und in symbolischen Erzählungen dargestellt haben.

Die heiligen Instruktionen des Kaisers Hong-Wu. Nach chinesischen Grundsätzen ist die Autorität des Kaisers von identischem Gehalt mit der väterlichen Autorität; die chinesische Regierung hat dieselben Pflichten gegen ihr Volk wie der Vater gegen seine Kinder: der Kaiser ist für Körper und Seele seiner Untertanen verantwortlich, er soll sie geistig und materiell ernähren, sodaß sie zu dem vollkommenen Zustand gelangen können, worin die Menschen glücklich und tugendhaft sind. Die chinesischen Kaiser haben deshalb immer „heilige Edikte“ mit Moralvorschriften erlassen, die teils in Stelen eingegraben und aufgestellt wurden, teils wie die berühmten sechzehn Maximen des Kaisers Kang-hi (1671) am Ersten und am Fünfundzehnten jedes Monats in allen Städten vorgelesen werden sollten. Auch der jetzt regierende Kaiser hat einen von seinem Vorfahren, dem Kaiser Chuen-Tsche (1644 bis 1661) verfaßten Moralkodex, den er 1891 entdeckt hat, zu solcher halbmonatlichen öffentlichen Vorlesung bestimmt. — Nunmehr veröffentlicht der französische Sinologe Ed. Chavannes in dem letzten Heft des in Hanoi in Tonkin erscheinenden durchaus wissenschaftlichen Bulletin de l'Ecole française d'Extrême-Orient den Inhalt eines im epigraphischen Museum zu Si-ngan-fu, das den poetischen Namen „der Stelenwald“ führt, vorgefundenen sehr interessanten Steindokuments aus dem Jahre 1587, das die heiligen Instruktionen des Kaisers Hong-Wu (1368 bis 1398) wiedergibt. Ein gewisser Tchong Hua-min, von Stand Tee- und Pferdemonitor im Chan-si, ließ diese Stele errichten, die sich durch ihre besondere Einteilung auszeichnet. Zunächst werden die Texte der sechs Maximen des Kaisers Hong-Wu mitgeteilt, nämlich die kurze Sentenz und wie sie der Kaiser in Prosa und Poesie entwickelt hat, jedesmal in einem besondern Abschnitt. In jeden einzelnen Abschnitt hat dann Tchong Hua-min eine Zeichnung anschließen lassen, die die Maxime illustriert, und eine Legende dazu geschrieben, die die bildliche Darstellung erklärt.

\*) Von L. von Graß-Klanin, Mitglied des Herrenhauses. Berlin, Paul Parey, 1902.

Wir wollen die erste Maxime in ihrer vollständigen Wiedergabe der gelehrten französischen Zeitschrift entnehmen, für die andern genüge der Moralspruch und die Legende oder Bilderklärung.

1. „Seid besetzt von kindlicher Ergebenheit und gehorsam gegen Vater und Mutter!“ Der Mensch ist zwischen Himmel und Erde geboren; sein Körper, woher stammt er denn? Vater und Mutter verdankt er sein Dasein, die ihn genährt und nach zehntausend Schmerzen und Mühen zum Guten geführt haben. Jeder Menschensohn soll Vater und Mutter zu Gefallen leben. Bei jedem Streik mit einem andern sollen wir daran denken, daß wir Vater und Mutter dadurch Unehre schaffen, und sofort werden wir geduldig sein. Bei jeder unrechten Tat, die wir begehn, sollen wir uns die Schande vorhalten, die wir den Eltern dadurch bereiten, und sofort werden wir davon abstehn. Mit solchen Vorsätzen handelt man als würdiger Mensch und als Vorbild für die Nachwelt.

Poesie: Ich ermahne mein Volk, Vater und Mutter zu ehren. — Die Wohltaten der Väter und der Mütter, kennet ihr sie? — Tausend Schmerzen und der Mühsale zehntausend trugen sie für uns. — Vom Morgen zum Abend haben sie gewacht und ihre Hände nicht von uns gelassen. Ist dabei jemals Süßes in ihren Mund gekommen? Alles Gute war für uns. — Und waren wir krank, hat doppelte Sorge sie gequält. — Den Schlaf zu opfern, das Mahl zu übergehn, dies war ihr beständiges Teil. — Tiger und Wölfe verstehn die Liebe ihrer Alten, und der Mensch sollte zurückbleiben hinter wilden Bestien? — Leset das Gedicht mit dem Titel „Un-ngo“: Sehet den Mann, der unendliche Güte der Eltern vergelten möchte; doch vergeblich wendet er den Kopf nach ihnen (denn sie sind tot). — Nennet mir einen, der nicht Elternliebe genossen und Eltern Sorge gemacht hat. — Ich ermahne mein Volk, Vater und Mutter zu ehren.

Es folgt das die Kindesliebe darstellende Gemälde, das so erklärt wird: Der Mann, der auf dem Eise liegt, ist Wang Siang aus der Tsiperiode (etwa 200 n. Chr.). Seine Stiefmutter war krank und äußerte den Wunsch nach frischem Fisch. Es war kalt, und der Fluß gefroren. Wang Siang ging auf das Eis, zog seine Kleider aus und legte sich auf das Eis, um es durch seine Körperwärme zu schmelzen. Plötzlich ging der gefrorene Fluß von selbst auseinander, zwei Karpfen sprangen heraus. Wang Siang ergriff sie und brachte sie seiner Stiefmutter, die sofort gesund wurde.

Tschong Hua-min, der Pferde- und Leerkontrollleur, schließt daran einige Ausfälle über die modernen Zeiten, wo Kinder oft ihre leiblichen Eltern wenig ehren, geschweige denn wie Wang Siang eine Stiefmutter. Aber Wang Siang wurde auch vom Himmel belohnt; er erreichte den hohen Rang eines Fürsten des Palastes, und die chinesische Nachwelt kennt ihn als eins der vierundzwanzig Vorbilder kindlicher Liebe.

2. „Ehret die, die älter und euch vorgelegt sind.“

Bilderklärung: Die stehende Figur ist Sseu-ma Kuang, sein ältester Bruder Po-K'ang sitzt vor ihm. Kuang bediente ihn wie einen ehrwürdigen Vater; er umgab ihn mit Fürsorge wie ein unmündiges Kind. Als Po-K'ang, so fragte er ihn jeden Augenblick: Hast du nicht noch Hunger? Wurde es kälter, befühlte er Po-K'angs Rücken und sagte: Ist deine Kleidung nicht vielleicht zu leicht? Und Sseu-ma Kuang war Premierminister, aber er ehrte und respektierte seinen ältesten Bruder. Wenn Menschen, die noch nicht die geringste öffentliche Stellung oder einen Grad erreicht haben, vor ältern oder vorgelegten keinen Respekt haben, sollen sie dies Bild betrachten. Dann werden sie sich schämen.

3. „Lebet in Ruhe und Frieden mit euern Distrikts- und Kantonsnachbarn.“

Bilderklärung: Der Mann, der hier ein Gedicht niederschreibt, ist der Ministerpräsident Huang aus der Songperiode (etwa 1100 n. Chr.). Ein Nachbar hatte von Huangs alter Wohnung Besitz ergriffen; seine Söhne und jüngern Brüder wollten darauf eine Klage einreichen. Huang schrieb folgende Verse: „Wenn meine

Nachbarn nach rechts und links mir Unrecht tun, so lasse ich sie. — Denn ich denke der Zeiten, da ich das noch nicht besaß, was sie mir nahmen. — Gehet hin, wo der Palast Hang-Kuang stand, und sehet in die Ferne: der Herbstwind und das Herbstunkraut haben da freie Bahn (d. h. wenn ein kaiserlicher Palast zur Ruine werden kann, um wieviel mehr ist ein Bürgerhaus dem Schicksal preisgegeben).“ — Der Pferde- und Teekontrolleur jammert wieder am Schluß über die gegenwärtigen Zeiten (1587), wo man um einen Fuß Land herumprozessiert; wenn man an die Zeiten zurückdenke, wo man nichts besaß, könne man sich mit wenigem wohl begnügen. Warum da mit andern streiten und processieren?

4. „Unterrichtet eure Söhne und Enkel.“

Bilderklärung: Die Frau, die die auf den Webstuhl gespannte Leinwand durchschneidet, ist die Mutter von Mong K'o; dieser selbst kniet vor ihr. Die Mutter hatte der Erziehung des jungen Sohnes halber dreimal den Wohnsitz gewechselt. Nach einem Jahr auswärtigen Studiums kam er zurück; da ergriff die Mutter ein Messer, schnitt das Gewebe durch und sagte: „Wenn man lernt und geht nicht bis zum Ziele, so ist dies gerade, als wenn man ein unfertiges Gewebe durchschneidet.“ Darauf ging Mong K'o wieder fort, studierte weitere drei Jahre ohne heimzukehren und wurde ein großer Gelehrter. — Der Laudator vergangener Zeiten muß hier wieder klagen: „Die Männer von heutzutage lassen ihre Söhne nicht mehr lernen, als was dazu gehört, ein Examen zu bestehen, damit sie eine Anstellung erhalten. Nehmet euch ein Beispiel an Mong K'o's Mutter, die doch nur eine Frau war; sie ließ ihren Sohn studieren, bis er weise wurde.“

5. „Jeder sei mit seinem Stand und seiner Arbeit zufrieden.“

Das Gemälde illustriert nicht eigentlich die Maxime: der Präsekt Kuang-tchu trägt jeden Morgen hundert Krüge in sein Zimmer und Abends wieder hinaus, um sich körperlich frisch zu halten. Die kaiserliche Poesie aber lautet:

„Die Lehre gebe ich meinem Volke: ein jeder sei zufrieden mit seiner Tätigkeit. — Nichts Schöneres in der Welt, als sein Los zu tragen. — Wer sein Los annimmt, wer nichts andres verlangt, der lebt im Überfluß. — Der Landmann grabe seinen Brunnen und bestelle sein Feld — der Künstler bleibe bei Meißel, Pinsel und Messer — der Kaufmann reise nach andern Gegenden und Schätzen — der Händler halte am Markte seinen Stand. — Betrachtet doch die Nebengeschäfte als überflüssig; man kann aller Menschen Tätigkeit doch nicht ändern. — Aber so wird sich von selbst euer Wohlstand täglich bessern. — Das Paradies wird auf Erden sein. Ist dem nicht so, wenn alle Menschen mit ihrer Beschäftigung zufrieden sind? — Traget euer Los, traget euer Los; Schöneres gibt es nicht. — Die Lehre gebe ich meinem Volke, ein jeder sei zufrieden mit seiner Tätigkeit.“

6. „Haltet euch fern vom Unrechtun.“

Das Gemälde stellt einen Mann in Zeremoniengewand und Mandarinenmütze vor; es ist Tsch'en Che (104 bis 187 n. Chr.). In der Nacht drang ein Dieb vom Dach aus in sein Haus ein. Tsch'en Che sah ihn, ohne daß der Dieb ihn bemerkte, und rief seine Kinder und Enkel zu sich, denen er folgende Instruktionen gab: „Der Mensch, der Schlechtes tut, ist nicht notwendig von Haus aus ein Verbrecher; die Gewohnheit der Umgebung ist ihm zur zweiten Natur geworden, und so kommt er zum Schlechten. So ist es sicher mit dem Mann auf dem Dache.“ Der durch das Sprechen erschreckte Dieb warf sich Tsch'en Che zu Füßen. Dieser ließ ihm zwei Stücke Seide überreichen. Der Mann besserte sich, und in der ganzen Provinz gab es bald keine Diebe mehr. Wo ist der Mensch, dessen Herz nicht vor dem Schlechten zurückschauderte? Lasset die Menschen ihr eigentliches Herz wiederfinden; keinen gibt es, der nicht besser und gut werden könnte. Solche Vorbilder wie Tsch'en Che können durch das Beispiel, das sie geben, das Land von Verbrechen reinigen.

Es steckt etwas von unverfälschter Evangelienmoral in diesen chinesischen kaiserlichen Morallehren, obwohl die Gottesidee darin ebenso fehlt — wenn auch einmal

von der Belohnung durch den Himmel die Rede ist — wie der Gedanke an das Vaterland. Der Begriff des „Guten an sich“ hat die kaiserlichen heiligen Instruktionen auch nicht eingegeben. Chavannes sagt: „Es ist ein Axiom des chinesischen Denkens, daß die Harmonie im Staate aus der Ordnung in der Familie und im Dorfe hervorgeht. Wenn also ein Gemeindeglieder seine Pflichten gegen seine Eltern, seine Brüder, seine Kinder, seine Nachbarn erfüllt, wenn er der »Schuster bei seinem Leisten« bleibt und nichts tut, was einem andern schaden könnte, so ist er schon dadurch ein Bürger, wie er sein soll; und mehr verlangt man nicht von ihm. Alle Volkstugenden sind in der des guten Sohnes, des guten Bruders, des guten Vaters und des guten Nachbarn enthalten.“ Das noch jetzt zur Vorlesung gelangende heilige Edikt des Königs Wang-hi mit seinen sechzehn Maximen hat die Moral Hong-Wu verdrängt, die dreihundert Jahre lang in großen Ehren gestanden haben muß, wie Bitate bestätigen. Der Moralinhalt ist bei beiden heiligen Instruktionen derselbe. III.

Von dem Artikel „Zu Friedrich Nagels Gedächtnis“ von Professor D. Rud. Mittel werden Sonderabdrücke hergestellt, die durch die Buchhandlungen oder direkt von dem Verlag von Fr. Wilh. Grunow für 20 Pfennige bezogen werden können.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

